

«Das ist jetzt aber eine ganz schlechte Schlussfrage»

Fussballtrainer Christian Gross ist heute Abend Gast im Segantini-Museum in St. Moritz. Für den gebürtigen Zürcher sind das Engadin und die Kunst Segantinis wichtige Kraftquellen.



Spielort-Wechsel: Für einmal steht Christian Gross nicht an der Seitenlinie, sondern im Mittelpunkt eines Gesprächs über den Maler Giovanni Segantini.

Bild Keystone

Mit Christian Gross sprach Franco Brunner

Christian Gross kennt man als gewieften Taktiker an der Seitenlinie sowie als eloquenten Analytiker nach den Spielen seiner Mannschaft. Der bald 61-jährige Zürcher hat unter anderem mit dem FC Basel vier Schweizer-Meister-Titel und ebenso viele Cup-Titel gewonnen und wurde nicht weniger als neunmal zum Schweizer Fussballtrainer des Jahres erkoren. Dass Gross auch eine andere, der Kultur zugeneigte Seite und eine grosse Liebe zum Engadin pflegt, wissen nur wenige. Und da es dem aktuellen Übungsleiter des Al-Ahli Sports Club in Saudi-Arabien die Werke von Giovanni Segantini ganz besonders angetan haben, ist er auch die richtige Person, um heute Abend im Segantini-Museum in St. Moritz den Auftakt zu einer etwas anderen Kulturgesprächsreihe zu machen.

Herr Gross, zuerst einmal, wie geht es Ihnen als Fussballtrainer im fernen Saudi-Arabien eigentlich so?

Christian Gross: Mir geht es sehr gut, danke der Nachfrage. Ich habe mit Saudi-Arabien gegen Ende meiner Trainerkarriere hin ganz bewusst einen etwas speziellen und exotischen Fussballort gewählt. Ich wollte einfach noch einmal etwas komplett Neues erleben. Und mit dem Al-Ahli Sports Club habe ich einen Verein gefunden, der von der Lebensweise, von der Umgebung und vom kulturellen Aspekt her etwas vollkommen anderes ist.

Sie sprechen die Verbindung zwischen Fussball und Kultur gleich selber an. Das eine, der Fussball, ist die öffentlich bekannte Seite von Ihnen. Ihr kulturelles Interesse ist die etwas privatere Seite. Heute Abend eröffnen Sie im Segantini-Museum in St. Moritz eine Gesprächsreihe über Giovanni Segantini. Was hat Sie dazu bewogen, sich auf diese Kultur-Partie einzulassen?

«Ich kenne keinen anderen Künstler, der das Engadin derart darstellen kann wie Segantini.»

Es ist schlicht und einfach die Verbundenheit mit dem Engadin und mit Giovanni Segantini respektive seinem Werk. Ich kenne keinen anderen Künstler, der das Engadin und seine so wunderbare Natur derart darstellen kann wie Segantini. Aus meiner Sicht kann man Segantini nur dann interpretieren, wenn man auch das Engadin kennt. Das stelle ich zumindest einmal so in den Raum. Ich selber kam mit Segantini zum Beispiel erstmals in Berührung, als ich auf den Schafberg hinauf ging und mir dort seine Hütte ansehen konnte. Danach begann ich, mich für Segantini und sein Schaffen immer mehr zu interessieren. Irgendwie hat er mich einfach fasziniert.

War diese Faszination bei Ihnen von Anfang an da oder war es vielmehr ein langsames Herantasten? Die Faszination spürte ich vom ersten Augenblick an. Sowohl diejenige für Segantini als auch diejenige für das Engadin. Das Engadin ist für mich seit jeher ein Ort, an dem ich enorm viel Energie tanken kann.

Und was gibt Ihnen denn Segantinis Malerei im Besonderen?

Zum Beispiel fasziniert es mich, wie er in seinen Werken das einzigartige Engadiner Licht darstellen kann. Das schafft aus meiner Sicht kein anderer Künstler. Zudem erschafft er in seinen Bildern auch diese schier unendliche Weite der Landschaft auf eindrückliche Art und Weise. Ich glaube einfach, dass ich für mich persönlich über Segantini einen Zugang zur Kunst im Allgemeinen gefunden habe. Und dafür bin ich unheimlich dankbar.

Lassen Sie denn Ihre Affinität zu Kunst und Kultur auch in Ihre Arbeit als Fussballtrainer mit einfließen?

Selbstverständlich. Ich habe zum Beispiel bis jetzt jede meiner Mannschaften mindestens einmal hierher ins Engadin gebracht und jeweils auch versucht, den Spielern Segantini etwas näherzubringen. Sei dies nun durch einen Museumsbesuch oder aber durch einen Abstecher in seine Hütte auf dem Schafberg. Die Verbindung Sport, Kunst und Natur ist und war für mich schon immer ideal.

Das klingt, als ob Ihre Verbindung zu Segantini und dem Engadin doch schon eine Weile zurückreicht.

Ich war 1974 oder 75 erstmals im Engadin. Von da an hat sich die Beziehung zur Region und zur Kunst nach und nach entwickelt.

Kommen wir auf den Anlass im Segantini-Museum zu sprechen. Mit welchen Erwartungen gehen Sie in dieses kulturelle Zwiegespräch mit Konservator Beat Stutzer?

Zuerst hoffe ich einmal, dass überhaupt ein paar Leute kommen wer-

den und meinen Ausführungen zuhören wollen (lacht). Ich freue mich jedenfalls, den Anwesenden meinen ganz persönlichen Zugang zur Kunst und zum Künstler näherbringen zu dürfen. Wobei ich an dieser Stelle natürlich klarstellen muss, dass ich mich selber nicht als absoluten Kunstkennner bezeichnen möchte. Insofern werde ich auch bewusst nicht gross über Segantinis Pinseltechnik oder dergleichen sprechen. Ich möchte einfach aufzeigen, welche Kraft ich aus den Bildern nehme und welche Emotionen und welche Verbundenheit sie bei mir auslösen.

Sie gelten bei Ihrer Arbeit als Perfektionist. Haben Sie sich dementsprechend auch auf das Gespräch minutiös vorbereitet?

Wie ich bereits erwähnt habe, lernt man aus meiner Sicht Segantini kennen und lieben, indem man auch das Engadin kennen- und lieben lernt. Deshalb ist für mich der Zugang auch in erster Linie ein ganz persönlicher, emotionaler. Insofern kann ich mich gar nicht grossartig auf das Gespräch vorbereiten, sondern schlicht und einfach von meinen Gefühlen und natürlich auch von meinen Erfahrungen erzählen, die ich im Laufe der Jahre mit meinen Spielern hier im Engadin gemacht habe.

Zum Schluss noch eine nicht kulturelle Frage, wenn Sie erlauben. Nur zu.

Wie es scheint, muss sich der FC Basel wohl wieder einmal auf Trainersuche begeben. Das wär doch was für Sie? Schliesslich wäre ja von Basel aus auch das Segantini-Museum um einiges schneller und einfacher zu erreichen als vom fernen Saudi-Arabien her.

Ach Herr Brunner, das ist jetzt aber eine ganz schlechte Schlussfrage.

Finden Sie? Weshalb denn?

Ich hatte mit dem FC Basel eine wunderbare Zeit, aber es gibt ganz bestimmt keine Rückkehr mehr.

Die Geschichte des Jazz in Südafrika

In Südafrika spielten Jazz und Worldmusic eine wichtige Rolle: als Soundtrack im Kampf gegen die Apartheid.

Was hat Apartheid mit Jazz zu tun? Und was protestantische Missionare oder billige irische Blechflöten? Der Musikjournalist Hanspeter Hänni ist am Dienstagabend im Rahmen der Vortragsreihe «All about Jazz» in der «Marsöl»-Bar in Chur solchen Fragen nachgegangen. Der «Schrei nach Gerechtigkeit» vieler Musikerinnen und Musiker aus Südafrika fand im Jazz und in der Worldmusic Ausdruck. Hänni zeigte dies anhand eindrücklicher Beispiele und zog dabei Parallelen zwischen dem politischen Geschehen und der südafrikanischen Musikgeschichte.

«Khawuleza» sang Miriam Makeba, eine der grossen südafrikanischen Jazz- und Worldmusiksängerinnen 1966. Makeba selbst war in einer Township, wo die schwarze Bevölkerung aufgrund der Rassengesetze gezwungen war, zu leben, aufgewachsen. «Khawuleza» war der Ruf der Kinder in den Townships, mit dem sie ihre Mütter vor der anrückenden Polizei warnten. Die Furcht vor Polizeiwillkür und Gewalt war unter dem Apartheidsregime in der schwarzen Bevölkerung gross. In Soweto einer Township bei Johannesburg kam es am 16. Juni 1976 zu einem Massaker. Das Regime hatte zuvor angekündigt, dass an Gymnasien nur noch Afrikaans, die Sprache der weissen Eliten unterrichtet werde, was die schwarze Bevölkerung von höherer Bildung ausgeschlossen hätte. Es kam zu Protesten. Die Polizei tötete dabei 600 Kinder und Jugendliche.

Einflüsse aus der ganzen Welt

Südafrika war über Jahrhunderte das Land der Einwanderer. Sie kamen erst aus den nördlich gelegenen afrikanischen Steppen, seit dem 15. Jahrhundert auch aus Europa und Indien. Das Land ist seit jeher wegen seiner Bodenschätze attraktiv für ausländische Investoren. Die brachten ihre Kultur mit, etwa Kirchengesänge oder auch billige Blechflöten, die von der lokalen Bevölkerung in ihr musikalisches Kulturgut integriert wurden. 1948 propagierte die Burische Nationale Partei, die auf holländische Einwanderer zurückging, die Trennung der Schwarzen von der weissen Bevölkerung. Das Regime der Apartheid installierte sich und fiel erst 1994 aufgrund von internationalem Druck.

Der südafrikanische Jazz war deshalb immer auch politisch. Beispiele dafür gibt es zahlreiche: Dem Studentenführer und Gewerkschafter Steve Biko, der 1977 von der Polizei zu Tode gefoltert wurde, widmete das Quartett Johnny Dyani, Don Cherry, Dudu Pukwana und Makaya Ntshoko in Kopenhagen die Platte «Song For Biko». Und auch der bekannteste Vertreter der Anti-Apartheid-Bewegung, der erste schwarze südafrikanische Präsident Nelson Mandela ist mit der Musik des Landes stark verbunden. 27 Jahre sass er wegen seines Widerstandes im Gefängnis. Musiker aus aller Welt forderten über Jahre hinweg seine Freilassung. Und wenn sich «Mamma Afrika» Makeba auf der Bühne mit ihrem vollen Namen vorstellte (der den Rahmen dieser Spalte sprengen würde) und etwas über die schnalzenden «Klick»-Laute der indigenen Bevölkerung erzählte, respektive die Haltung der Kolonisatoren dazu, war auch dies ein politisches Statement. Hugh Masekela, eine der prägenden Figuren der südafrikanischen Jazz- und Worldmusic-Szene, sagte einmal: «Wenn wir singen und tanzen, hört der Weisse uns zu.»